

GRAPHISCHE PRESSE

Nr. 51 / 45. Jahrg.

23. Dezbr. 1932

**ORGAN DES VERBANDES DER LITHOGRAPHEN,
STEINDRUCKER UND VERWANDTE BERUFE.**

Abonnement Die „Graphische Presse“ erscheint wöchentlich Freitags. Abonnementspreis mit „Graphischer Technik“ 0,50 RM. ausschl. Zustellung pro Monat. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 3573). Für Länder des Weltpostvereins 1.—RM.

Redaktion:

Hans Ronnger, Berlin W 9, Königin-Augusta-Straße 12. Redaktions-
schluß: Montag, Fernruf: B 2, Litzow 5583.
Verlag: Johannes Hoff, Berlin W 9. — Druck und Expedition:
Conrad Müller, Schkeuditz-Leipzig, Augustastraße 8-9.

Insertion Für die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 0,50 RM., bei Wiederholung Rabatt. Für Verbandsmitglieder sowie Verbandsanzeigen 0,30 RM. pro Zeile. Beilagen nach Übereinkunft. — *Zuschriften an die Expedition erbeten.*

Postverlagsort: Schkeuditz

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Ronnger, Berlin W 9, Königin-Augusta-Straße 12. Für den Inseratenteil verantwortlich: Conrad Müller, Schkeuditz-Leipzig, Augustastraße 8-9.

Friede und Wohlgefallen?

Friede auf Erden!
So kling's um die Weihnachtszeit.
Will Friede werden?
Ist endlich die Menschheit bereit,
Sich wie Brüder und Schwestern zu achten,
Im edlen Wettbewerb der Kultur
Und gemeinsamer Arbeit danach zu trachten,
Wer des Fortschritts Strahlenkrone gewinnt?
Nirgends sehen wir davon eine Spur.
Die Menschheit bleibt blind.
Und Schlachtenmusik und Säbelgerassel
Und bramabasierendes Kriegsgequassel
Gehören zum gutpatriotischen Ton ...
Friede auf Erden?
Krieg, schreit man, soll wieder werden,
Wieder soll Krieg sein mit seinen Schrecken,
Wieder mögen Millionen verrecken,
Sollen Hyänen durchs Leichenfeld lungern —
Und Millionen verhungern ...

Den Menschen ein Wohlgefallen!
So kling's um die Weihnachtszeit.
Will widerhallen,
Endlich von aller Not befreit,
Der Freudentus erlöster Millionen
Über den Sieg der Kultur?
Soll endlich die Nächstenliebe wohnen
Allüberall auf dem Erdenrund?
Nirgends sehen wir davon eine Spur.
Die Menschheit bleibt sterbenswund
Und gefesselt an Leib und Seele;
Das alte Elends- und Notgequäl
Stöhnt überall mit zerrissenem Ton ...
Wohlgefallen?
Die Habgier mit scharfen Geizkrallen
Und die Herrschsucht mit eiter Hochmutsgebärde
Wüten noch immer auf dieser Erde!
Zu ihrem Schuß tausend Fronbögte lungern —
Und Millionen hungern ...

Vergeßt einmal für Stunden den Alltag, ihr gequälten und sorgenden Arbeitsmenschen, und erlebt in Feier den tiefsten Sinn des Gedankens, für den ihr kämpft!
Weihnacht ist. Friede senkt sich für Stunden über die Erde. Sänftigend alle. Heilend alle zerrissenen Seelen. Und da fühlst auch du, Arbeitsmensch, deine Seele, für die du sonst so wenig Zeit und Ruhe hast. — Sonst drängst du täglich und stündlich ins Leben. Du kämpfst um dein Brot. Du ringst um Rechte. Du sorgst um den anderen Tag. Wenn aber Weihnachten ist, dann lauschest du deiner Seele. Dann erlebst du dein Menschtum, deine Liebe, dein Gefühl. Und du feierst damit das, das im Tiefsten und Letzten das Ziel deiner großen Befreiung bedeutet.

Sonst haben wir wenig Stunden im Leben, um zu fühlen das Eigentliche in uns. Das brutale Leben zwingt uns zum nüchternen Ringen um das bescheidenste Recht, und das ewige Jagen dieses Tages gibt uns nur wenig Besinnlichkeit. Und dann meinen so manche, daß sie uns fehle.
Und doch ist gerade uns das Herz so voll Sehnen nach Liebe, Verbundenheit. Wer daran zweifelt, der kennt nicht sein eigenes Volk. Und eben darum ist Weihnacht gerade uns etwas. Denn Weihnacht ist ja die Feier derer, die „guten Willens“ sind. Die Verkündung des Friedens allen, die es gut meinen und denen Liebe und Menschlichkeit das Ziel ihres Sehns und Ringens ist. Und so fühlen wir, wenn Weihnachten ist, die ganze Tiefe der Seele. Das bindende Fühlen, das uns dann so besonders innig mit der Familie eint, das erleben wir auch zu den anderen Menschen, die mit uns leiden und glauben. Selbst was sonst Menschen und Menschen oft trennte, das sehen wir milder.

Was soll da die kraftlose Litanei?
Erwacht aus dem Schlummer, macht endlich euch
Wollt ihr, daß endlich die Ketten fallen, [frei
Wollt ihr Frieden und Wohlgefallen,
Wollt ihr den Hochmut der Reichen dämpfen,
Wollt ihr den Völkerfrieden erkämpfen,
Dann müßt ihr dem Sozialismus euch weihen!
Nur er allein kann aus Not befreien,
Allen Menschen den Frieden geben
Und allen ein wohlgefälliges Leben!

Weihnachten eint in der Tiefe. Und deine Gewerkschaftskollegen, mit denen du oft zu einer Aufgabe zusammengestanden, die umspannt deine Seele heute viel verbindender. Nein, Klassenkampf ist nicht roh. Klassenbewußtsein ist heiligstes Menschtum. Und Solidarität ist, im Tiefsten erlebt und gefeiert, Religion. Brüder mit Brüdern und Schwestern mit Schwestern zu

solchem Ziele der Gemeinsamkeit! Aus heiligstem Willen zum Guten in Einigkeit! Ja, der Mensch ist gut. Sonst wäre Solidarität zu solchem Ziele nicht möglich.

Und darum kann, wer wahrhaft guten Willens ist, nicht abseits stehen von uns. Wer aus reiner Seele an das Gute glaubt, der muß zusammenstehen mit den andern, die so fühlen und wollen wie er. Die Solidarität hat die tiefsten Wurzeln nicht in Haß und Abscheu, sondern in den Tiefen des Menschen. Und diese Tiefen sind die Tiefen der Güte.

Gewerkschaftskampf ist darum nicht nur Kampf für den Tag. Er ist auch Kampf für die Freiheit des Menschen. Der Mensch ist zu gut, ewig Sklave des Mammons zu sein. Nein, das Göttliche in uns soll nicht ewig darben! Die große Weihnacht der Geschichte beginnt.

Aus den Hütten heraus wird der Weihnachtsgedanke jetzt zu Leben. Die Stunde ist da. Der Mensch ist reif. Friede auf Erden allen!

Arbeitsbrüder, laßt uns in Treue zusammenstehen zu solchem Werke! Immer waren es die schlichtesten Menschen, die am tiefsten an die Weihnacht des Friedens glaubten. Diese schlichten Menschen steigen jetzt aus der Geschichte in Solidarität herauf zur Tat.

Dr. Gustav Hoffmann.

Staat und Gewerkschaften

Am Wochenendlehrgang zu Reichenbach mit obenstehendem Leitwort unter Leitung des Kollegen Dr. Kurt Schäfer vom Bezirksausschuß Sachsen des ADGB, nahmen 40 Funktionäre, darunter sechs Gehilfen und zwei Lehrlinge unseres Verbandes, teil. Zunächst wurde der Begriff: Staat ermittelt und dafür aus der Hörschicht drei Erklärungen gegeben, nämlich 1. Lenin: Der Staat ist in den Händen der Besitzenden das Instrument (Machtmittel) zur Unterdrückung der arbeitenden Klassen; 2. Lassalle: Der Staat ist eine Institution (Einrichtung) zur Erziehung des Menschengeschlechts; 3. Kant: Der Staat ist eine Gesellschaft von Menschen, in der jeder so viel Freiheit genießt, als sich mit dem Wohle des Ganzen verträgt. Lenin erklärt den Staat, wie er jetzt im Zeichen der Herrschaft des Kapitals ist und im Zeitalter des Feudalismus war. Lassalle zeigt den Weg zum besseren Staat, zwar ohne das Ziel ausdrücklich zu nennen, aber doch in dem Bewußtsein, daß eben ein „erzogenes“ Menschengeschlecht etwas Besseres an die Stelle des kapitalistischen Staates wird gesetzt haben. Kant beschreibt den Idealstaat. Lassalles Erklärung ist die umfassendste, weil sie Weg weist und Ziel setzt. In Kants Idealstaate herrscht zwar völlige Gleichheit, in ihm könnte aber, wenn man den Schluß (Wohl des Ganzen) zu eng nimmt, Manchestertum aufkommen, d. h. einzelne Menschen vermöchten sich in den Besitz des Bodens und der Produktionsmittel zu bringen und damit andere auszubuten. Das muß verhindert werden durch Erziehung zur Solidarität. Dieser dann errichtete Staat im Sinne Kants kann nur eine demokratische Republik sein, nicht die Tyrannei der Alten, nicht der absolutistische Hoheitsstaat des ausgehenden Mittelalters, ebensowenig die konstitutionelle Monarchie mit Klassen und Privilegien, erst recht nicht eine Diktatur. Gewerkschaften sind Vereinigungen zur Eringung und Erhaltung ausreichender Lebens- und Arbeitsbedingungen (Standardisierung derselben). Richtiger wäre im Sinne Bebels, v. Schweitzers u. a. „Gewerkschaftsgenossenschaft“, damit eine Verwechslung mit Unternehmungen, wie Bergbau und Hüttenbetrieben, die sich oft auch Gewerkschaften nennen, vermieden werde. Gewerkschaften haben keinen Sinn unter der Diktatur von Moskau oder Rom. Dort werden sie sich zu Zünften verflachen müssen, weil Ausstand (Streik) und Verruf (Boykott), die Kampfmittel reiner Gewerkschaften, unmöglich sind. Ebenso unmöglich sind sie im Feudalstaat und in der absolutistischen Monarchie, wo eine Verbesserung der Lebenshaltung der Unterdrückten nur in blutigen Aufständen erkämpft werden kann. Allein in der demokratischen Republik können sie auf die Dauer bestehen und dafür kämpfen, daß alle Staatsbürger gleichen Anteil haben an der Gesetzgebung (Legislative) und der Rechtsprechung (Justiz). Wenn dieser Kampf siegreich geführt wird, werden bald der Boden und die Produktionsmittel aus den Händen Weniger in den Besitz der Gesamtheit übergeführt sein. Damit würde der Weg des Lassalleschen Staatsbegriffs beschritten sein. An seinem Ende steht der Staat im Sinne Kants. Die arbeitende Klasse hat also die eminent wichtige Aufgabe der gewerkschaftlichen Tätigkeit und des gewerkschaftlichen Kampfes, der Sicherung der Aufrechterhaltung und des freihetlichen Ausbaues der demokratischen Republik, um dem endlichen Ziele immer näher zu kommen: dem klassenlosen Staat, in dem jeder so viel Freiheit genießt, als sich mit dem Wohle aller und des Ganzen verträgt.

Rufus.

Nur langsame Besserung der Weltkonjunktur

Die erhoffte rasche Besserung der Weltkonjunktur ist nicht eingetreten. Das deutsche Institut für Konjunkturforschung gibt zusammengefaßt über die Weltkonjunktur Anfang Dezember folgendes Urteil ab:

„Der allgemeinen Hausse, die um die Jahresmitte an den internationalen Waren- und Effektmärkten einsetzte, sind Rückschläge gefolgt. Einen grundsätzlichen Tendenzwandel bedeuten sie aber nicht. Auf der Güterseite hat im Anschluß an die Preis- und Kurssteigerungen der Sommermonate eine bis in die letzten Wochen anhaltende Belebung von Produktion und Umsatz eingesetzt. In der Hauptsache handelt es sich dabei um die Wiederanpassung der Produktion an den laufenden Bedarf, zum Teil auch um Lagerauffüllungen. Die konjunktursymptomatische Bedeutung dieser Entwicklung liegt darin, daß sie die Beendigung des auf Lagerabbau und Einschränkung von Ersatzinvestitionen drängenden Deflationsdrucks erkennen läßt. Den Beginn einer neuen konjunkturellen Aufwärtsbewegung bildet sie aber nicht: Eine Erhöhung der Investitionstätigkeit, die gewöhnlich den Anstoß zum Aufschwung gibt, ist in Anbetracht der zumeist noch prohibitiven Höhe der Kapitalzinsen aus der Dynamik der Märkte heraus vorerst nicht zu erwarten. Ebenso macht die gegenwärtige Einkommensentwicklung eine vom Konsum ausgehende Belebung der Weltwirtschaft unwahrscheinlich, zumal die Aufnahmefähigkeit der

Weltagrarswirtschaft nach wie vor außerordentlich gering ist. Jedoch dürfte das Ende der Wirtschaftsschrumpfung in den meisten und wichtigsten Ländern erreicht sein.“

Bei dem Produktionsaufstieg hatten die Verbrauchsgüterindustrien in jedem Lande die Führung. Nachdem aber die Lager wieder aufgefüllt waren, stockte der Absatz, weil die entsprechende Ausdehnung des Konsums fehlte. Wäre es möglich, jetzt eine erhöhte Kaufkraft der Bevölkerung einzuschalten, würde sich die Belebung der Verbrauchsgüterindustrien fortsetzen und schließlich die gesamte Wirtschaft mitreißen. Das Unglück der Weltwirtschaft liegt also bei der mangelnden Kaufkraft. Produktionseinstellung, Arbeitslosigkeit, Hunger und Not, weil zu viel da ist. Des Wahnsinns höchster Gipfel!

Herr Gereke, nun aber ran!

Herr Papen mit seinem Kabinett ist schneller wieder verschwunden, als er sicher selbst geglaubt hat. Es gilt eben auch für die große Politik, was auch sonst im täglichen Leben Geltung hat: Mancher kommt zu großem Unglück durch sein eigen Maul. Im Weitrauer mit Herrn von Schleicher hat der Herrenreiter Papen als neuer Kanzler die Tour verloren, weil einige seiner Ministerkollegen seiner Stümperei einige Beine stellten. Nun haben wir Herrn von Schleicher mit dem Papenkabinett, verändert durch die Herren Bracht und Syrup und ergänzt durch Herrn Gereke als Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung.

Es ist ganz selbstverständlich, daß die Regierung Schleicher das gleiche große Mißtrauen der Arbeiterklasse findet wie die Regierung Papen. Denn auch sie ist eine sogenannte autoritäre Regierung, also nicht auf dem Boden der Demokratie gewachsen. Freilich muß zugegeben werden, daß durch das Veto des Volkes die Zusammensetzung des Reichstags so geartet ist, daß eine parlamentarische Regierung, die eine Mehrheit im Reichstag hat, gar nicht gebildet werden kann. Die Mehrheit im Reichstag haben die Diktaturparteien Nazis und Kozis, die nur bei Bekämpfung der Sozialdemokratie zusammenkommen können, sonst aber nicht. Durch das Veto des Volkes liegt also zum guten Teil der Knüppel beim Hunde.

Nach den Erlebnissen mit dem Kabinett Papen und seinen Husarenritten ins Blaue scheint Herr Schleicher der Klügere zu sein. Herr Schleicher hat nicht gleich bei seinem Antritt mit der roten Mappe herumgeführt, sondern hat den Reichstag drei Tage fleißig und fruchtbringend arbeiten lassen. So war es dem Reichstag möglich, ein verfassungsergänzendes Gesetz zu schaffen, das die Stellvertretung des Reichspräsidenten regelt. Weiter wurden die Bestimmungen der Notverordnung vom 5. September aufgehoben, die geradezu katastrophal waren und eine Amnestie gegeben, die sehr umfassend genannt werden muß. Bei dieser Gesetzgebungsarbeit hatte die Sozialdemokratie die bestimmende Führung. Sie bemüht sich weiter, auch die Sozialgesetzgebung vom Papendruck zu befreien und die Gewährung einer Winterhilfe für die Armen und Bedrückten durchzusetzen, die ihnen ermöglicht, die schlechteste Zeit des Jahres wenigstens einigermaßen zu überstehen.

Aber die Arbeiterklasse nimmt Unterstützung und Wohltätigkeit nur widerstrebend; sie will Arbeit! Der Arbeiter will Arbeit, will Beschäftigung haben, deren Ertrag ihm ermöglicht, seine Familie und sich anständig durchs Leben zu bringen. Wie die Zeit lehrte, sind die sogenannten Wirtschaftsführer, ist der Kapitalismus nicht in der Lage, die notwendigen Arbeitsmöglichkeiten zu beschaffen. Der kapitalistische Schlot raucht nur, wenn der entsprechende Profit winkt. Selbst Riesensubventionen bringen diesen Schlot nicht zum qualmen, wie das Kabinett der „feinen Leute“ erleben mußte. Es muß also anders gemacht werden, wenn man die Wirtschaft ankurbeln will.

Wie man es machen muß, wenn man die Wirtschaft durch Arbeitsbeschaffung ankurbeln will, ist aus dem Erfahrungstropf der Arbeiterklasse ohne jede Kunst herauszulöffeln. Die freien Gewerkschaften haben ein Arbeitsbeschaffungsprogramm der Öffentlichkeit unterbreitet, das durch die Beratungen des Reichswirtschaftsrats als hieb- und stichfest erwiesen worden ist. Herr Gereke, bitte greifen Sie zu, die Gewerkschaften haben Ihnen die Erfüllung Ihrer Pflicht als Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung leicht gemacht; dem Arbeiter wird die Erfüllung seiner Arbeitspflicht in der Regel nicht so leicht gemacht. Ihr Arbeitsgebiet ist abgegrenzt und finanzielle Mittel stehen Ihnen nach dem Beschluß des Reichskabinetts auch zur Verfügung. Und die Arbeiter werden Sie in Hülle und Fülle für Ihre beschaffte Arbeit zur Verfügung haben, wenn von vornherein unzweifelhaft ist, daß Tariflöhne gezahlt werden. Ohne dem gehts nicht! Vergessen Sie auch nicht, die Vierzig-Stunden-Woche anzuordnen, damit auch in dieser Beziehung der Absicht der Arbeitsbeschaffung Vorschub geleistet wird: die Wirtschaft anzukurbeln. Es ist danach also alles in Ordnung. Herr Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung, nun aber auch mit Voildampf heran an die Arbeitsbeschaffung!

Wie soll sich Deutschland handelspolitisch orientieren?

Bei der entscheidenden Wichtigkeit der Handelspolitik für die deutsche Ausfuhr hängt das wirtschaftliche Schicksal Deutschlands entscheidend von der handelspolitischen Richtung ab, die es in Zukunft einschlagen wird. Die Frage erscheint um so dringender, wenn man bedenkt, daß die Erneuerung des für Deutschland so wichtigen Handelsvertrags mit Frankreich auf Hindernisse stößt und daß der neue Handelsvertrag mit Frankreich auch im günstigsten Fall nicht so vorteilhaft sein wird wie der frühere, so daß eine Steigerung der deutschen Ausfuhr nach Frankreich durch ihn nicht erwartet werden kann. Mit England werden Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag geführt werden müssen. Jedoch ist die Bewegungsfreiheit Englands wegen der auf der Reichskonferenz zu Ottawa übernommenen Bindungen beschränkt, so daß die deutsche Ausfuhr nach England und dem Britischen Reich, ohne die Möglichkeit erheblicher Erweiterung, im günstigsten Fall nur vor einer Schrumpfung bewahrt werden kann. Eine Orientierung nach den Balkanländern, die im übrigen nur gemeinsam mit den andern westeuropäischen Ländern erfolgen könnte, wäre ebenfalls keine Lösung des handelspolitischen Problems, da von einem stärkeren Wirtschaftsverkehr mit diesen Ländern, der an sich erwünscht ist, eine Lösung der Ausfuhrfrage nicht erwartet werden kann. Daher sind die Ausführungen von Professor Karl Landauer (Deutscher Volkswirt vom 2. Dezember), die die Orientierung der deutschen Handelspolitik in der Richtung der belgisch-holländisch-luxemburgischen Gruppe empfiehlt, sehr beachtenswert. Diese Gruppe schloß in Ouchy einen wirtschaftlichen Vertrag ab, der der Erleichterung des gegenseitigen Warenaustausches durch Zollabbau und andere Mittel dienen soll. Der Beitritt Deutschlands zu dieser Gruppe würde nicht nur Absatzgebiete der deutschen Ausfuhr, die ihr sonst verloren gehen könnten, behalten, sondern darüber hinaus den europäischen Zollabbau überhaupt mit einem großen Ruck vorwärts bringen. Nun stößt die Ausführung dieses Planes auf das Hindernis der Kontingentpolitik, die von den deutschen Agrarien getrieben wird. Erst wenn der Widerstand von dieser Seite aufhört oder gebrochen wird, kann an den handelspolitischen Anschluß an die Vertragsmächte von Cuchy gedacht werden.

Kampf der Zersplitterung

Was der kapitalistischen Wirtschaft heute infolge Exportschwierigkeiten und Einschränkung der Kaufkraft der Masse an Gewinn verloren geht, das holt sie durch brutale Ausbeutung von unschaffenden heraus. Der Lohn, den wir für viele Stunden Mühe und Schweiß am Wochenende nach Hause tragen, steht in keinem Verhältnis zu den Lebenshaltungskosten. Selbst bei größter Einschränkung reicht er nicht aus, die Bedürfnisse des Daseins zu bestreiten. So kehren Hunger und Not nicht selten bei uns ein.

Man sucht in Arbeiterkreisen die Schuld für diese Zustände meist nur bei den Unternehmern, man vergißt aber dabei, daß auch ein Teil der Werktätigen selbst dafür verantwortlich zu machen ist, daß die Entrechtung und Unterdrückung des Proletariats solche katastrophale Formen annehmen konnte, wie dies gegenwärtig der Fall ist. Es ist der Teil der Arbeiterschaft, der es entweder von vornherein ablehnt, sich aktiv der Vertretung seiner Interessen zu widmen oder die Vertretung dieser Interessen Leuten anvertraut, die weder befähigt noch gewillt sind, die Belange des schaffenden Volkes der kapitalistischen Wirtschaft gegenüber zu wahren. Alle diese Arbeitnehmer verstoßen gegen das Grundgesetz des Klassenkampfes, gegen die Solidarität! Die einen, weil sie interesselos sind, die anderen, weil sie gewerkschaftlichen Richtungen angehören, die keinen maßgebenden Einfluß auf das Kapital zugunsten der werktätigen Masse ausüben in stande sind. Man kann es nicht oft genug aussprechen: nur ein unterzielbewußter Führung stehendes Proletariat vermag sich gegen die vortrefflich und einheitlich organisierten Unternehmer durchzusetzen, Interesslosigkeit und Zersplitterung sind die Todfeinde der Arbeiterschaft!

Wir freien Gewerkschafter dürfen keine Gelegenheit versäumen, diese Binsenweisheit in die Köpfe unserer Betriebskollegen zu hämmern. Wir müssen immer wieder versuchen, den gelben Werksvereinen, den rechts- und linksradikalen Gewerkschaften das Wasser abzugraben. Durch unermüdete Aufklärung müssen wir die Launen und Unorganisiertes als Mitkämpfer gewinnen. Mehr denn je muß heute unsere ganze gewerkschaftliche Tätigkeit dem Bestreben gewidmet sein, die Front der Schaffenden zu schließen, die Macht der Arbeiterschaft zu konzentrieren, also für unseren Verband zu werben!

Als klassenbewußte Arbeiter wissen wir, daß nur eine Gewerkschaft, die frei in ihren Entscheidungen ist, tatkräftig für uns eintreten kann. Betriebsvertretungen, die parteilichen Bindungen unter-

worfen sind, können den Unternehmern nie ernstlich gefährlich werden; ganz abgesehen davon, daß sie auch zahlenmäßig in der Minderheit sind. Wir müssen deshalb dafür sorgen, daß diese Splitterverbände und -vereinigungen von der Bildfläche verschwinden und sich das Proletariat restlos in der Front der freien Gewerkschaften zusammenfindet. Und nochmals: nicht vergessen, die Interessenlosigkeiten aus ihrer Lethargie aufzurütteln! Auch sie müssen endlich aus ihrer Reserve herausreten und aktiven Anteil am Klassenkampf nehmen.

Schwere Aufgaben, jedoch erfolgreich, Genossen, wenn wir uns keiner Täuschung darüber hingeben, daß es für uns Schaffende heute um Freiheit oder Knechtschaft, um Sein oder Nichtsein geht.

Geo Steeg.

Gewerkschaftskampf und Familienleben

Das Familienleben befindet sich in einem großen Wandlungsprozeß. In vielen Fällen hat die Wandlung allerdings leider den Untergang der Familie gebracht. Auch im arbeitenden Volke. Die Nöte haben den Frieden der Familie zerstört. Arbeitslosigkeit nahm dem Familiengedanken den Halt. In ewiger Unzufriedenheit leben Mann und Frau heute so oft nebeneinander. Und Kinder haben kein Heim, in dem auch ihre Seele gedeihen kann. Die Familie hat, wie jede Kulturercheinung, den gesunden sozialen Boden nötig, und der Gewerkschaftskampf um die Existenz ist darum mehr als der Kampf für das Brot.

Aber nicht nur in seinen wirtschaftlichen Erfolgen bedeutet der Gewerkschaftskampf der Familie die Befreiung. Der gewerkschaftliche Gedanke kann der Familie auch neuen Inhalt geben, neues Erleben, neue Verbundenheit. Heute schon. Und wir müssen die kulturellen Beziehungen zwischen Gewerkschaftskampf und Familie erkennen. In dem großen Wandlungsprozeß, den der Familiengedanke heute erlebt, ist auch die Gewerkschaftsbewegung eine bildende und fördernde Kraft.

Einst vollzog sich das Familienleben neben dem übrigen Leben. Das Familienleben nahm am großen Geschehen draußen teil. Die Jugend war zur völligen Bedeutungslosigkeit verurteilt. Die Frau hatte kein politisches Recht. Im Wirtschaftsleben spielte sie keine Rolle. Der Mann nur galt etwas — und auch der nur wenig. Was war da in der Familie von Aufgaben, die das Leben gab, viel zu sprechen? Der geistige Horizont des Familienlebens war eng. Musik, Künste waren vielleicht, wenn es gut ging, der einzige geistige Inhalt, den das alte Dasein der Familie gab. Grundsätzlich hat sich das große Zusammenleben draußen aber heute gewandelt. Der Mann ist im demokratischen Staate persönlicher Schöpfer seines Rechts. Die Frau hat das gleiche Recht im politischen Leben. Auch die Frau spürt so oft, selbst im Berufsleben stehend, am eigenen Leibe, was heute Arbeit heißt. Die Wirtschaftsnöte verschonen keine Familie. Sie wählen in jeder Familie zum eigenen Nachdenken auf. Und auch die Jugend steht mitten im Leben und mitten im Kampf. Da kann es einfach nicht sein, daß die Familie, aus solchen Menschen gebildet, gleichgültig neben dem Leben draußen besteht. Von außen her bekommt der Familiengedanke neuen Sinn und neue Seele. Die Familie soll die Keimzelle für die großen Aufgaben sein, die die Zeit uns stellt.

Familien, die diese Verbindung mit den sozialen Aufgaben dieser Zeit verkennen, tragen darum noch den Geist einer alten Zeit in sich. Der moderne Mensch sieht die Familie mit anderen Augen. Und so manches Familienleben ist heute darum nur inhaltlos und unbefriedigend, weil ihm die Verbindung mit der Aufgabe fehlt, die uns allen zu lösen gegeben ist. Und da ist es auch der Gewerkschaftsgedanke, der in diese neue geistige Welt der Familie gehört.

An der Gewerkschaftsbewegung liegt es nicht, wenn der Gewerkschaftsgedanke noch nicht überall in die Familie eingedrungen. So ist sich die Gewerkschaftspresse dieser Beziehung zwischen Bewegung und Familie bewußt, und auch die „Gr. Pr.“ will heute nicht nur Kampforgan, sondern auch Familienblatt sein. Im Kreise der Familie soll die Liebe zum gewerkschaftlichen Gedanken wachsen, die nötig ist.

Aber so manche Gewerkschafter machen hier nicht mit. Ihnen ist die Frau noch nicht Kameradin. Die Frau ist ihnen, genau wie es früher gewesen ist, nur die Haushaltshelferin und die Mutter der Kinder. Aber sie soll auch die Klassengenossin sein! Sie sollte eigentlich die treueste Kameradin des Mannes sein. Und das Heim sollte eigentlich sein die Stätte der Ruhe vom Kampf, doch der Ruhe zu neuem Kampfe. Die Stätte des Friedens, in der der kämpferische Glaube täglich neu erstet.

Doch solche Familie verlangt die Gesinnungsgemeinschaft von Mann und Frau und Jugend. Der Verband ist nicht nur dieses zahlenmäßige Gefüge,

das nach außen kämpfend, werbend in die Erscheinung tritt. Der Verband hat auch Wurzeln nötig im seelischen Volkstum. Die Solidarität, die Treue, die Opferbereitschaft, all diese seelischen Werte des Gewerkschaftskampfes werden nicht nur im großen sozialen Ringen selber. Sie haben auch jene letzten Kräfte der Tiefe nötig, wie sie nur die Urzelle des Lebens, das Heim, die Familie, bieten kann.

Darum sind wir nicht die Zerstörer der Familie, wie manche Gegner behaupten. Wir wollen die Familie retten. Wir wollen sie beselen mit dem Geiste der Welt. Daß sie nicht abstirbt, sondern die sittliche und geistige Kulturaufgabe erfüllt, die ihr heute beschieden ist.

Unsere Zeit drängt zu ganz neuer Art der Familiengemeinschaft. Eine wissenschaftliche Studie über Amerika, die kürzlich erschienen ist, weist daraufhin, daß dem Amerikaner heute vielfach das Auto der Raum ist, in dem er sich auch seelisch am engsten mit seiner Familie verbunden fühlt. Das klingt übertrieben, und es ist gewiß nicht nach unserem Begriff. Doch ist es nicht auch hier das neue, gemeinsame Erleben, das bindet? Das Erleben der durchteilten Landschaft?

Der moderne Mensch ist geistig viel zu sehr in die Welt hinausgewachsen, als daß er ohne ein Erleben der Welt in seiner Familie das Glück finden kann. Und darum darf ein schaffender Mensch seiner Familie niemals seine Welt vorenthalten, diese Welt des Ringens und des Glaubens, diese Gestaltungsaufgabe an der Gerechtigkeit.

Und darum, zu diesem Zweck, gehört dein Gewerkschaftsblatt auf deinen Familientisch! Gib deiner Frau, deinem Jungen, deiner Tochter, das Blatt in die Hand! Laß sie vielleicht zunächst einmal eine bestimmte Arbeit in deiner Zeitung lesen. Eine Arbeit, von der du annimmst, daß sie gefällt. Das Blatt bringt auch manches, das eine Frauenseele warm machen kann.

Oder lies vor! Alle beim Lampenschein vereint und Vater lesend und alle von einem Gedanken erfaßt: das ist die Welt draußen, die drinnen bindet. Das ist der Gewerkschaftsgedanke, der so die Familie zur Erlebnisgemeinschaft zusammenschweißt.

Und es sind auch starke Werte für den Lebenskampf, die dann so werden. Aus der Familie strömen sittliche Kräfte in den Gewerkschaftskampf. Seine seelischen Wurzeln werden immer feiner.

Und so trägt die Familie, so erlebt, dazu bei, aus der tiefsten Tiefe seines Wesens heraus jeden zum gewerkschaftlichen Menschen zu wandeln, der mehr und mehr einfach nicht anders fühlen kann als gewerkschaftlich.

G. H.

Die Erhöhung der Papierpreise

Während die Arbeiter und Angestellten im Buch- und Steindruckgewerbe darauf warten, daß das Geschäft allmählich wieder in Gang kommt, beschließen die schwerverdienenden Papierindustriellen Maßnahmen, die alle auf die beginnende Wirtschaftsbelebung gesetzten Hoffnungen gründlich zerstören. Die Herren, die am Niedergang der Wirtschaft ebenso verdienen wie an ihrem konjunkturellen Aufstieg, haben die Absicht, eine allgemeine Preiserhöhung für sämtliche Papiersorten durchzuführen. Für mehrere Sorten sind die Preise bereits heraufgesetzt worden. Begründet wird diese ungeheuerliche Maßnahme mit dem Hinweis auf die Verteuerung der Zellstoffe und der Holzsperrle im Osten, durch die zur Zeit eine billigere Rohstoffdeckung nicht möglich sein soll.

In Wirklichkeit gibt es aber keinen Grund, mit dem sich die Papierpreiserhöhung rechtfertigen läßt. Das Deutsche Zellstoff-Syndikat hat völlig unberechtigt die Preise ab 15. Oktober für gebleichte Zellstoffe um 1,70 Mark je 100 Kilogramm heraufgesetzt. Diese Preiserhöhung kam überraschend und hat selbst in den Kreisen der Papierhersteller Bestürzung und Proteste ausgelöst. So weisen die Ammendorfer Papierfabriken daraufhin, daß die von den Verbänden der Papierindustrie angewandten Mittel nach ihrer Ansicht nicht geeignet seien, um eine Besserung der Lage herbeizuführen. Aber selbst diese Proteste aus den eigenen Reihen halten die Kartellgewaltigen nicht davon ab, weitere Preiserhöhungen zu beschließen. Dabei muß noch an einen Vorgang erinnert werden, der die Geschäftsmethoden der Kartelle und Syndikate erst ins richtige Licht rückt. Kanada und Polen haben in letzter Zeit die Papierpreise noch herabgesetzt und Schweden, das für die europäische Papierversorgung von ausschlaggebender Bedeutung ist, hat die Erhöhung der Preise nicht vorgenommen.

Um nun auch diese Länder für die Papierpreiserhöhung zu gewinnen, hat sich das Deutsche Zellstoff-Syndikat mit den ausländischen Papierherstellern in Verbindung gesetzt und Verhandlungen über eine allgemeine Preiserhöhung geführt. Auch das Europäische Zellstoff-Syndikat wurde in Bewegung gesetzt, um in dieser Richtung zu wirken. Tatsächlich sollen auch Vereinbarungen getroffen

worden sein, die eine bedeutende Preiserhöhung für mehrere Papiersorten bringen. Die deutschen Papierindustriellen sind den Beschlüssen vorausgeeilt, indem sie schon jetzt mit der Preiserhöhung beginnen. Diese Vorgänge kennzeichnen die Einstellung unserer Herren Industrieführer. Sie treten auf dem Weltmarkt als Preistreiber auf. Angesichts der hohen Arbeitslosigkeit im graphischen Gewerbe kann dieses Vorgehen nicht scharf genug verurteilt werden.

Die treibenden Kräfte dabei sind die Syndikate, die einen Druck auf die Papierfabriken ausüben, daß sie die Preise erhöhen und gleichzeitig die Produktion einschränken. Die Kartelle haben feste Konventionen geschaffen, wobei jetzt das Bestreben vorherrscht, die Erzeugung dem Bedarf anzupassen. Vorgesehen ist, die Erzeugung auf 60 Prozent der Produktion von 1929 festzusetzen. Als Grundlage hierzu dienen die Ermittlungen des Europäischen Zellstoff-Syndikats, daß der europäische Papierbedarf seit 1929 um 40 Prozent gesunken ist. Für Deutschland stimmen diese Zahlen nicht, und deshalb ist auch aus diesem Grunde die Preiserhöhung nicht gerechtfertigt. Die deutsche Papierindustrie war im September zu 71 Prozent von 1929 beschäftigt. Hinzu kommt, daß die Papierproduktion in letzter Zeit gestiegen ist. Setzt man die Papierproduktion von 1928 gleich 100, so betrug nach den Feststellungen des Instituts für Konjunkturforschung die deutsche Papierproduktion im zweiten Vierteljahr 1932 79,1 gegen 76,3 im ersten Vierteljahr 1932. Bei holzhaltigem Papier stieg sogar die Produktion von 77,7 im ersten Vierteljahr auf 82,7 im zweiten Vierteljahr. Diese Tatsachen sprechen dafür, daß die Papierindustriellen an der Produktionssteigerung kräftig verdienen wollen. Das Geschäft geht den Kapitalisten wieder über die Wirtschaftskurbehlung.

Die Erhöhung der Preise muß den Absatz verringern. Bei der allgemeinen Kaufkraftarmut wirkt sich jede Preiserhöhung dahin aus. Zudem besteht die Gefahr, daß es bei der vorgesehenen Preiserhöhung von durchschnittlich 20 Prozent nicht bleiben wird. Für den Konsumenten ergeben sich daraus weitere Preiserhöhungen, daß die Lieferbedingungen verschärft und der direkte Bezug von den Fabriken künftig an ein Mindestquantum gebunden wird. Daraus werden sich Preiserhöhungen von 25 bis 30 Prozent ergeben, und da außerdem die Sortenaufschläge wieder einzuhalten sind, kommen unter Umständen Preiserhöhungen bis zu 50 Prozent heraus.

Diese Maßnahmen der Papierindustrie sind geeignet, die wenigen Anzeichen der Geschäftsbewegung, die sich im Buch- und Steindruckgewerbe zeigen, völlig zu zerstören. Die Folgen der Preiserhöhung machen den Herren keine Sorgen, die Hauptsache ist ihnen der Profit, nur um den geht es ihnen. Die Lage im Buch- und Steindruckgewerbe hat sich durch den starken Rückgang des Buchabsatzes, eine Folge der Kaufkraftschwächung der breiten Massen, bisher noch nicht wesentlich gehoben. Nun kommt die Papierindustrie und setzt die Preise herauf, wo zur Wirtschaftskurbehlung gerade das Gegenteil notwendig ist. Die Indexziffer der Großhandelspreise für Papierstoffe und Papier ist von 88,8 im September auf 92,2 Ende November gestiegen. Gleichzeitig sind diese Vorgänge aber auch wieder ein Beweis dafür, wie volkswirtschaftlich schädlich die Kartelle arbeiten. Die Forderung der Gewerkschaften auf straffere Kartellkontrolle ist deshalb durchaus berechtigt.

Verschmelzungsbestrebungen in Belgien und Holland

Wie schon von uns berichtet wurde, bestehen in beiden Ländern je zwei Verbände der „Arbeiter der graphischen Industrie“, in Belgien sind nur die Buchdrucker und in Holland die Lithographen selbständig. In Holland hat nunmehr der Verbandsvorsitzende und Redakteur der Buchdrucker, Kollege van der Wal die Frage der Verschmelzung erneut im Verbandsorgan zur Diskussion gestellt und begründet die Vorteile einer solchen einmal mit der enormen Ersparnis an Verwaltungskosten, die sich dadurch erzielen lassen würde, zum anderen mit der größeren Widerstandskraft, die ein einheitlicher „Verband der Bucharbeiter“ den Lohnabbauforderungen der Unternehmer würde entgegenzusetzen können.

In der belgischen Zeitung des Verbandes der Buchbinder und Lithographen wird aus dem Anlaß daran erinnert, daß der gemeinschaftliche Verband der beiden Berufe seit dem Jahre 1924 besteht und daß wohl noch niemand die Vereinigung zu bereuen gehabt hätte. Einer Verschmelzung mit den Buchdruckern ständen damals historische Erinnerungen im Wege, die sich jedoch nur auf die Buchbinder und Lithographen in Brüssel bezogen. Die Betrachtung in der belgischen Zeitung schließt mit den Worten: „Das entscheidende Wort haben jedoch nicht wir zu sprechen, sondern die Kollegen Buchdrucker“.

Ein Stern, der nicht über Bethlehem hing.

Von Walther G. Oschilewski.

Es war gegen Mittag eines schönen, klaren Wintertages, der wie kristallenes Laub über die tiefverschneite Erde klirrte und den blutfarbenen Ball der Sonne in sein silbernes Netz einfügte, als Anuschka und Peter Orloff, aus dem höheren Gebirge kommend, über den schneebeschaulften Waldberg stiegen. Am Hohlweg, den der Wind zu einem schmalen Gang zwischen zwei riesigen Schneemauern aufgefegt hatte, lief ich den beiden in die Arme. Ich grüßte sie mit frohem Lachen, das mir über die unerwartete Begegnung aus Mund und Herzen purzelte, klopfte ihnen in die Hände und war über alle Maßen froh, diesen beiden Kumpanen meiner Wanderzeit begegnet zu sein.

Peter sah böß zugerichtet aus. Er kam mit Anuschka vom Holzfall den drohen aus den Bergen; es war eine wüste Arbeit für die paar Pfennige, für das Kartoffelmus und die dünne Wassersuppe. Jetzt rumorte der Frost in den Fingern; denn der Dezember war kalt und unbarmherzig. Am letzten Tage noch hatte ihm eine breitkronige Eiche, die krachend bergabschlug und ihn gern mitnehmen wollte, einen gar seltsamen Abschied für die zwei-monatliche Schinderei in das Gesicht geschrieben. Zerfetzt und zerschunden hing er bewußtlos kopfüber in dem nadelharten Strauchwerk. Anuschka riß ihn aus dem Astgewirr in ihre breiten Arme und wusch ihm das Blut ab, das ins Hemdströmte. So sah Peter noch zerrissener aus, als ihn schon an und für sich gute fünfzig Landstrabensemester zugesetzt hatten. Das Gesicht war mit tiefen, langen Narben besetzt, es waren mehr, als man auf den ersten Blick sehen konnte; denn ein schwarz-wolliger Bart überwucherte sie. Peter war von mittlerer Statur, aber stattlicher als drei Stadtleute zusammen. Die Augen waren blank und das nicht nur vom scharfen Wind des Dezembers. Er schien ein unbehobelter Klotz zu sein. Die viel zu kurzen Arme, die breiten Hände wußten nichts mit sich anzufangen, gingen ein wenig heimatlos an seinem stämmigen Körper. Wenn er mit festen Füßen stand, als Kulisse hinter sich die heroische Landschaft, schien es, als wenn dieser wuchtige Kerl sich in die Erde einwurzelte.

Es ist seltsam, je tierhafter, klotziger, unförmiger ein Mensch ist, je wärmer und brüderlicher rückt er einem ins Herz ein. Güte, menschliche Gradheit und Offenheit sind hier beheimatet. Das konnte man wohl von Peter sagen, der wohl Bäume auftragsgemäß morden mußte, der aber stundenlang einen Gembock, der sich die Vorderbeine gebrochen hatte, auf gefährlichen, abstrüßigen Wegen zu Tal trug, als daß er das Tier, das ihn jammerte, seinem voraussehenden Schicksal überlassen hätte. Er grug dabei nicht, was der Grobschmid Alois Allgeyer, zu dem er den Bock brachte, mit dem Tier anfang; darüber machte er sich selbstsamerweise keine Gedanken. Aber er tat seine Pflicht, überall, bei jeder Gelegenheit, immer.

Anuschka (den Zunamen möchte ich verschweigen; denn sie weint vielleicht irgendwo, im Himmel (?) über mich) war sein Weib. Blond, kräftig, sagen wir wie ein halber Peter Orloff. Eine Frau, die mit ihm durch dick und dünn ging und auch schon an die zwanzig Jahre mit ihm über die Landstraßen lief, mit ihm arbeitete, hier und dort, wo es etwas zu tun gab; Steine karren, Fische fangen, Kartoffeln buddeln, Rüben hacken, mit ihm hungerte, froh und litt. Sie liebte diesen Mann mit einer instinkthafter Selbstverständlichkeit. Nie würde sie ihn verlassen haben, wenn sie nicht ein höheres Schicksal, das in keines Menschen Hand liegt, abgerufen hätte. Beide hatte das triebhafte Vagabundieren zusammengeführt. Als vor zwanzig Jahren, nach einem arbeitsschweren Erntetag im Huidschnirer Ländchen, in einer buntfarbenen Augstracht sie das heiße Blut zusammentrieb, war es für eine kleine Ewigkeit geschehen. Sie fragten nicht nach Gesetz und priesterlichem Segen und bewahrten sich doch in ihrem Herzen eine heidnische Frömmigkeit, die sie beten und danken und in wunderbarer Einstimmigkeit mit dem himmlischen und irdischen Gesetz der Erde glücklich sein ließ.

Was ihnen über das von Wind, Regen, Schnee und Arbeit gegerbte Fleisch hing, waren nur Lumpen. Aber was im Herzen dieser beiden Menschen wurzelte, eine große kindhafte Liebe zueinander, und zu jeglichem Ding und zu jeglicher Kreatur war für mich, dem Leid, Krankheit, Verrat und Irrglauben bereit für die wundersamen Einfältigkeiten der menschlichen Seele gemacht haben, etwas Bezauberndes und Beglückendes.

So begegnete ich Anuschka und Peter wieder und jubelte über das unerwartete Glück. Das Land war zu tiefer Einsamkeit verschleudt und die Firnen der höheren Berge leuchteten wie Fische silber-schuppig über diese Welt. Ich schloß mich Peter und Anuschka an, die heimatlos zu neuer Arbeit, wie schon zwanzig Winter, durch Europa liefen.

Orloff piff etwas Herziges, Anuschka sang mit heller Stimme und hinter mir zerfielen die Schatten einer traurigen Vergangenheit.

Der Weg, der leicht bergab ging, war alle fünfzig Meter zugeweht. Wir hatten Mühe, durch den weichen, frischgefallenen Schnee zu kommen. Bis an die Hüften rutschten wir ein und pustend, trompetend, lachend halfen wir Anuschka wieder herauskrabbeln. Von ferne leuchtete ein tiefer gelegenes, wie es schien, vom Wind blankgefegtes Oval aus dem winterlichen Wald: der Hamburger See, der Sommer wie Winter in seiner ewigen Einsamkeit träumte.

Es war inzwischen Spätabend geworden, Heiligabend. Der Himmel, schneebehangen, wehte in einem tiefgründigen Graurot über uns dahin. Ganz still war es in dieser weißen Welt, daß man unsere Herzen schlagen zu hören glaubte. Nur das mühevoll Vorwärtskommen durch den Schnee schlug uns ein Prusten und Schnauben aus dem Mund. Das klang bei Anuschka hell wie eine Glocke, beim Peter lustig brummt und grunzt und ich versuchte aus einer mir angeborenen Schüchternheit jede hörbare Anstrengung hinunterzuschlucken. Da wir aufgehört hatten zu singen und zu pfeifen, war das, was die beiden scheinbar um die Wette prusteten, eine eigenartige Begleitmusik zu unserem Marschieren.

Am Kreuzweg trafen wir noch einen alten, zerhaunten Speckjäger, Jobb Jobsen mit Namen, der auch ein halbes Menschenalter Landstrabenturnerei hinter sich hatte. Der Kerl fror erbärmlich in seinem sommerlichen Kostüm. Er erzählte uns, immer mit uns einhermarschierend, daß er aus einem kleinen Bergstädtchen Oberitaliens käme, wo es vor Wochen fürchterlich gebrannt hätte und man ihn, da man in ihm den Brandstifter vermutete, vier Wochen lang festgehalten hätte. Er war darüber den Leuten gar nicht böse, aber man ist doch ein freier Mann und will schließlich auch im Italienischen sein Recht haben. Seitdem hätte er noch keinen Menschen gesehen und nach dem Lande dort hinter der Alpenmauer hätte er vorerst keine Sehnsucht. Aber ihm sei recht ektig zumute. Hier in der Brust säße es und hier, tiefer unten, im Magen. Ob das vom Hunger käme, wüßte er nicht. Heute ginge es ihm besonders schlecht, wir möchten ihn doch mitnehmen. Sprechen würde er nicht, nur immer mitlaufen.

Wir sagten gar nichts, was er als Einverständnis deuten konnte und gingen so zu vier, um ein zerfetztes und mitgenommenes Exemplar des lieben Herrgotts bereichert, weiter. Als wir auf die Straße kamen, die in die Dörfer führen sollte, kam uns plötzlich der Gedanke, daß wir jetzt am Heiligabend hier auf dem winterlichen Landweg liegen und doch eigentlich gar nicht wissen, wohin wir gehen wollen. Wie von einer unsichtbaren Gewalt festgehalten, blieben wir einen Augenblick stehen und sahen uns an. Ich spürte die fragende Bangigkeit, die aus Anuschkas Herzen kam. Es war so etwas wie Verlassenheit in uns allen, die sich keiner eingestehen wollte.

Plötzlich, es war halbe Nacht schon, brach ein fünfzackiger Stern durch den schweren Winterhimmel und glänzte wie ein Diamant. Ergriffen verlangsamt wir unsere Schritte und faßten uns in die Hände.

Vor uns, keine hundert Meter entfernt, glühte ein gelbliches Licht aus einer kleinen, verschneiten Kate. Als wir, wie von einem Magnet gezogen, näher kamen, wurde die Tür aufgerissen und ein Mann, der, als er unser ansichtig wurde, eine Sekunde erschreckt stehen blieb, stürzte uns dann entgegen. Er zitterte am ganzen Körper. „Jesse Maria, lauft was ihr könnt schnell ins Dorf zur Mutter Wedinger, meine Luise kriegt 'n Kind“ brüllte er und lief durch die Tür zurück.

Anuschka stieß einen kleinen, pfeifenden Schrei aus, stürzte ihm nach, riß ihm die Laterne aus der Hand und lief auf die Straße.

Wir bekamen den Mund nicht auf, es war, als hingen uns tausend Pfund Blei in den Gliedern.

Da lag, wahrlich auf Stroh und Lumpen, ein schmales Weib, das Gesicht von einem ungeheuren Schmerz zerissen, ihre Arme ruderten hilflos in der Luft. Die kattunene Decke zwischen den Zähnen schrie sie, wie wir noch nie einen Menschen schreien gehört haben. Langegezogen, dann überstürzt, dann wieder leise in sich hineinweinend.

„Glotz nicht so, komm“, wurde Peter angerufen, der dem Mann am vertrauenswürdigsten von uns dreien erschien, „hilf die Luise festhalten, sie kippt sonst vornüber.“ Jesse, wenn sie und das Kind nur heil durchkommen.“

Peter ging hinzu und drückte die werdende Mutter fest in die Kissen.

Anuschka lief, was nur ihre Füße laufen konnten, die Landstraße hinunter, um ins Dorf zu kommen. Alle zwanzig Schritte stürzte sie in den gefrorenen Schnee. Die Knie und die Hände waren schon vom Eis zerschnitten, sie bluteten. Noch nahezu einen Kilometer, dann lag das Dorf vor ihr. Gleich im ersten Haus sollte die Hebamme Frau Wedinger wohnen. Die kalte Schneeluft stürzte

ihm in den angstvoll geöffneten Mund. Sie sah nicht rechts, nicht links, nur vorwärts rannte sie, nur an die Luise in der Kate denkend und mit einer unsagbaren Angst im Herzen, ob sie auch noch zur rechten Zeit mit der Mutter Wedinger zurückkommen werde. Sie wußte um die heilige, qualvolle Stunde der Geburt, in der Jahrtausende, Glanz und Elend der Menschheit nichts sind, wo man nur an das Kind denkt, das in einem lebt und in die Welt will und an nichts anderes. Sie hatte selbst einmal, vor zehn Jahren, im Wald von Jaroschkin geboren. Es war ein ungeheures Wunder im Schmerz, und auch die Sterne waren dabei und die Musik des Windes. So, getrieben vom Wissen um den Schmerz, kam sie dem Dorfe immer näher.

Noch bevor die ersten Häuser in Sicht waren, rief sie: „Mutter Wedinger, Mutter Wedinger, ein Kind wird geboren, ein Kind wird geboren!“

Als sie das erste Haus, darinnen schon Stimmen durcheinanderwirrten, erreichte, stürzte sie plötzlich und schlug kopfüber über den Abhang hinab in den gefrorenen See. Die Decke brach und mit dem Klirren des Eises verband sich ihr Schrei: „Ein Kind wird geboren! Ein Kind wird geboren!“ Dann spürte sie das Wasser so seltsam warm an ihrem Körper; sie warf die Hände in die Luft und die scharfe Eiskecke schnitt ihr eine tiefe Kerbe in den Hals. Verblüdet verlor sie das Bewußtsein.

Bewußtsein. Als sie wieder zu sich kam, von Männern aus dem eisigen Wasser gezogen, und Mutter Wedinger längst bei der Luise war, rief sie noch einmal: „Schnell, schnell zur Luise, draußen in der Holzkate!“ Das letzte Wort gurgelte im Blut, das aus ihrem gequälten Munde brach.

Die Laterne, die ihr oben an der Unglücksstelle, wenige Schritte vor dem Hause der Mutter Wedinger, bei dem tragischen Sturz entglitten war, goß einen gelblichroten Lichtstreifen auf die Landstraße, die sie nicht mehr zurückgehen sollte.

Die gefrorene Erde trank das Blut einer von uns allen gesegneten Gehilfin ihrer schmerzzerfüllten Schwester, und das neue Leben ist ein neuer Glauben an die Bereitschaft eines zukünftigen Mitkämpfers im Heer der Unerschrockenen.

Vom Büchertisch

Die großen Illusionen der Menschheit. Von Fritz Schiff. Urania-Freidenker-Verlag G. m. b. H., Jena. Kartontiert 1,30 RM.

Pessimisten behaupten, die Menschheit könne nichts aus der Geschichte lernen; denn der Mensch neige von Natur dazu, sich Illusionen hinzugeben. Diese weitverbreitete irrtümliche Meinung hilft das neue Buch von Fritz Schiff gründlich zu zerören.

Der erste Teil gibt dem Kapitel Magie. An interessanten Beispielen aus dem Alltagsleben des Primitiven wird gezeigt, wie unzweckmäßig der Mensch früher Entwicklungsstufen sich gegenüber dem insichtlicheren Tun des Tieres verhält. Die magischen Handlungen werden als unzweckmäßige Methoden der Arbeit erkannt, bedingt in dem unentwickelten Denken der Primitiven. Je unzureichender Art und Anwendung der Produktionsmittel, um so mehr illusionärer Mittel. Ihr Anteil bleibt auch auf höheren Produktionsstufen recht groß, denn mit der Entwicklung der Klassengesellschaft wurden die Illusionen zu Ideologien, mit denen die herrschenden Klassen die Gesellschaft nach ihrem Willen lenken konnten. Die zunächst antiklirliche bürgerliche Gesellschaft hat sich in dem Glauben an die Allmacht der reinen Vernunft eine neue Illusion geschaffen, die von Schiff samt ihrer scheinbaren Logik als das den ökonomischen Bedürfnissen der Bourgeoisie entsprechende Denken enttillt wird. Mit untrüblicher Konsequenz zeigt er, daß für die Besitzenden die Illusionen ein unentbehrliches Herrschaftsmittel sind. Im Zusammenbruch des Kapitalismus der Gegenwart sieht man, daß so ziemlich alle Illusionen der Vergangenheit wieder in buntester Mischung aufgewartet werden. Nur die Überwindung des Kapitalismus durch den Sozialismus räumt mit den Illusionen der Menschheit wirklich auf.

Wandlungen der bolschewistischen Diktatur. Von R. Abramowitsch. Verlag J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H., Berlin SW 68. Preis 25 Pf.

Die soeben erschienene Schrift „Wandlungen der bolschewistischen Diktatur“ drängt auf wenigen Seiten die Geschichte eines ungeheuren sozialen und wirtschaftlichen Prozesses zusammen, der Rußland von Grund auf umgestaltet hat. Die Schrift ist von einem der hervorragendsten Kämpfer der russischen Revolution verfaßt, der dies an eigenen Leibe erlebt hat, von einem der größten russischen Theoretiker, der mit der so seltenen Gabe ausgerüstet ist, das scharf begriffliche Erkante in einer klaren, plastischen Sprache auszudrücken. Scharfsinnig unterscheidet Abramowitsch zwischen den Absichten und Zielsetzungen der wirkenden Parteien und ihren wirklichen objektiven Leistungen und wirklichen Funktionen. Die Bolschewisten wollten ein freihetliches, sozialistisches, kommunistisches Rußland aufbauen, und sie führten ein staatliches, großindustrielles Zwangskasernament auf, sie errichteten eine Volkswirtschaft, die mit dem „Merkanillismus“ des aufgekälerten Absolutismus eine gewisse Ähnlichkeit hat, ein Merkanillismus allerdings auf einer ganz neuen Basis. Der Staat wird zum Organisator der Industrie unter ungeheuren Opfern für die ganze Bevölkerung. Alle Phasen der russischen Umwälzung sind mit dramatischer Lebendigkeit von Abramowitsch dargestellt.

So kommen wir zum Sozialismus. Von G. Decker. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin SW 68. Preis 10 Pf.

Ohne Profit raucht kein Schornstein. Neuerdings machen sich Unternehmer dieses Behelwort zunutze, um damit die Unentbehrlichkeit des privaten Profites zu dokumentieren. Es ist gut, daß jetzt Georg Decker, dessen ausgezeichnete aktuelle Aufsätze in der „Graphischen“ viel beachtet werden, eine grundlegende Darstellung der Profitewirtschaft in ihrem gegenwärtigen Stadium gibt und die Vorschläge der Sozialdemokratie zum Umbau der Wirtschaft erläutert. Obwohl es sich um wirtschaftliche Dinge handelt, die von manchem als schwierig und trocken angesehen werden, bleibt die Broschüre gut verständlich und fesselt das Interesse des Lesers.

Inhaltsübersicht Hauptteil: Friede und Wohlgefallen? / Staat und Gewerkschaften / Nur langsame Besserung der Welkonjunktur / Herr Gereke, nun aber ran! / Wie soll sich Deutschland handelspolitisch orientieren? / Kampf der Zersplitterung. — Gewerkschaftskampf und Familienleben / Die Erhöhung der Papierpreise / Verschmelzungsbestrebungen in Belgien und Holland — Ein Stern, der nicht über Bethlehem hing... / Vom Büchertisch